

(Nachdruck verboten.)

26]

Der Wittiber.

Von Ludwig Thoma.

„Dös werd da no it oft fürkemma sei?“
 „It leicht, Kaberl, weil i a Mensch bi, der wo a G'fühl hot für de andern Deanstbot'n. Und zu'n Weischpiel, bal mir d' Arbet in an halb'n Johr firti macha, moant's ös, de Bauern fuattern ins de andern sechs Monat? Also muas mi tracht'n, daß oane übr'i bleibt.“

Die Burschen lachten und waren es ganz zufrieden.
 „Nacha mit 'n Essen,“ fuhr der Sepp weiter, „do fo ma vui Zeit g'winna. Es geit (gibt) Großknecht, de an Köffi it g'schwind gnua aus 'n Mäu bringa, und no glei wieda aufi an d' Arbet! Selle Deut san da grööste Schad'n für ins all mitanand; wos a richtiga Mensch is, der laßt si daweil und brauch't zun Köffi o'schleda a schöni Zeit.“

„Du bischt wohl no it Großknecht g'wen, du Gadalump!“
 „Na, aba o'g'richt' hon i mehra wia'r oan, daß as Ess'n it so eini gruacht (geschlungen) hot wia'r a Hennahund. Und beim Vel'n hon i eahr aa zoagt, daß a rechta Christ' langsam tuat; fimscht is ja koa Andacht dabei.“

Jetzt mischte sich aber doch der Hansgirgl ein.
 „Geh, red' do it a so mit de Vuam!“
 „Warum it? Jetzt hamn s' Zeit, daß s' wos lernan.“
 „De schiab'n z'ersch't it z' vui o.“
 „Bal s' g'scheit san, it. Aba du bischt aa so oana, der d' Arbet fress'n möcht. Moanst, du hoscht an Dank dabo? Wart no, bis d' ält'a werst, na zoag'n 's da de Bauern scho.“

Da fiel es dem Hansgirgl siedheiß ein, wie sich der Lenz gegen ihn aufgespielt hatte, und er schlug seine harte Faust auf den Tisch.

„B'lekt hoscht glei recht aa,“ sagte er, „a Deanstbot is grad a Viech.“

Er schluckte sein Bier hastig hinunter und bestellte lärmend eine neue Halbe.

„Dhol Hansgirgl!“ lachte der Wirt. „So hon i di no gar nia g'seh'n.“

„S mi aa no net,“ brummte der Schormayer-Knecht.
 „A Deanstbot is grad a Viech,“ fing der Sepp wieder an, „aba oft glei no dümma. Got ma scho amal a Kofz g'seh'n, dös no ziah'n möcht, bal eahm da Bana Feierabend gibt? Is it a jeda Dchs froh, bal ma 'n auspannt? Aba selle Knecht gibt 's, de unanand lins'n (schauen), ob s' it no g'schwind wos zun arbet'n find'n, und a selle, de vor da Zeit aufftengan.“

„De mogst du it, Sepp?“ fragte ein ganz Junger.
 „Na, du Grasteufi, de mog i net; und wann du amal bei neunaneun'g Bauern g'wen bischt, werst aa so hell sei.“

„Bischt du bei so viel ei'g'stanna?“

„Ja, mei Liaba, und ausg'stanna.“ Sepp zog den Gut weiter in die Stirne und sang mit heiserer Stimme:

„Wo Weichs bis auf Jgertsham
 Kenn i s' schier allejamn,
 Und i ho dera'weg'n (deswegen)
 Biemli oa (viel) Spizbuam g'seh'n.“

Alle lachten. Bloß der Hansgirgl schaute finster vor sich hin und krampfte seine schwielige Hand um den Senkel und trank in kurzen Absätzen.

Er redete auch mit sich.
 „Ah wos! Dir gib i na scho a Fei'schpinna! Dös wer'n ma ja seh'n!“

„Wos sogst?“ fragte ihn sein Nachbar.

„Mir sag' i.“

„Lass'n steh'!“ schrie der Sepp. „Der hot Zeitlang nach der Arbet, weil scho zwölf Stund Feiertag is.“

„Dul Mi muasht it dableda (verspotten), fimscht dalebst wos!“ knurrte der Hansgirgl.

„S sag ja, sie soll'n dir an Ruah lass'n. Also, Vuam, pah't's auf, daß was kinn't's, bal's jekt bei an neuch'n Bauern aufziagt. S will enk amal an Kalenda ausleg'n, denn de Wiss'n'schaft kinn't oiwei mehra o (ab), und de Bauern halt'n ganz weni auf den alt'n Brauch.“

„Daß di no aufa, Sepp!“

„Mirkt's enk dös: alle Aposcht'ltäg san halberte Feiertäg; und dös laßt's enk it nehma, wei' da Mensch a Religion hamn muas. Nacha steht g'schrieb'n: am Karfamschta soll die Erde ruhen. Ruhen, vasteht's?“

„Mir vastenga di scho.“

„Also! Net, daß oana aufi fahrt und adert! Dös sell waar a Freb'l. Und grad so is am erscht'n April. Da soll ma d' Arbet einschränken, sagt da Kalenda. Uebahaupts an koan Samschtag an Mist fahr'n, fimscht hagelt 's.“

„Woasht na selle Täg aa, wo ma mehra arbet'n soll?“

„Na. De hamn si de Bauern g'mirkt, und es waar'n guatding (reichlich) dreihundert.“

Wie nun alle in ein schallendes Gelächter ausbrachen, kamen etliche Bauern in die Wirtsstube, der Unterburger dabei.

Der drehte sich im Vorbeigehen um, ob er auch recht gesehen habe, daß der Schormayer-Knecht bei den windigen Burschen saß, die wohl seit der Kirche schon tranken und jetzt die Köpfe zusammensiedeten.

Aber es war so. Der Hansgirgl hocte mitten unter ihnen. Da winkte der Unterburger, nachdem er am Ofentisch Platz genommen hatte, versthohlens dem Wirt.

„Wos is denn, daß an Schormoar der sei' bei de andern hibeit sikt?“

„S woasht it; i ho mi selm g'wundert.“

„Gätt ma'r it denkt, daß si der it z' guat waar.“

„Er is erscht nach de andern femma und hot a bissel z'wida (unzufrieden) drei'g'schaugt.“

„Dös tuat a no'; da hot 's was geb'n.“

„Soll i 'n amal schö staad frag'n?“

„Na, na! Mi geht 's nix o. Bringst ma'r a Galbi!“

„Beim Untaburga bin i aa'r amal g'wen,“ tuschelte der Sepp den Burschen zu. „Der teilt si 's richti ei: viel Arbet und weng Fress'n. Da Schmalzhasa (Schmalztopf) is dös kleanst im Haus.“

„Du g'freust mi, und i kimm zu eahm,“ sagte ein junger Knecht, der stark schielte.

„Do werst was daleb'n, Toni! Sie is gar a G'naue. Klüch'ln bracht s' so groß, daß ma s' an da Uhrfett'n trag'n kunn't, und bal's d' zwoa g'fress'n hoscht, fahrt s' mit da Schüssel o (ab).“

„Dös möcht i seh'n!“

„Da siechst it viel, wann's d' a Kreuzweis in de andern eahnera Teller schiagl'n (schießen) fo'scht. Es is nirgats was drin.“

Die Unterhaltung wurde am Burschentisch immer lauter; und so oft ein neuer Gast kam, wußte Sepp etwas über ihn und sein Hauswesen, und zuletzt gab er sich keine Mühe mehr, leise zu reden, so daß die Bauern aufmerksam wurden und drohende Blicke herüberwarfen.

„Sing amal oans, Sepp! Woasht d' as scho, dös sell vo de Deanstbot'n!“ schrie der Toni; und der alte Bagabund war gleich aufgelegt, alle ehemaligen Dienstherren miteinander zu ärgern.

Er sang, so laut er konnte, und seine heisere Stimme gellte zum Ofen hinüber.

„Bauern, enk kenn i gnau,
 Ent d'rs' koa Ehhalt (Dienstbot) frau,
 Mit entern Lhaa und Treib'n
 Kon enk koa Ehhalt bleib'n,
 Braucht's oi (alle) Jahr drei und vier,
 Koa richtiger bleibt enk nia,
 Alle Tag sangts jammern an,
 Wann Liachtmeß kam.“

Die Bauern wurden unruhig.
 „Wia is denn dös?“ schrie der Unterburger. „Derf a so a Kerl ins aussinga?“

Aber der Sepp ließ sich nicht irr machen und sang, daß ihm die Stirnadern anschwellen.

„An Ehhalt'n schinden s' her,
 Daß eahm glei d' Haut werd speer (dürr),
 Mit lauter Plagn und Schern
 Ruasht a sein Lohn bodan (verdienen),
 B'lekt thean s' oan no betruagn,
 Thean eahm an Lohn o'ziagh'n,
 Grobheit'n kriaght recht schö,
 Nacha fo'scht geh.“

„Wirth! Der muß auf!“ sagte der Steffelbauer, ein Mann mit breiten Schultern, und er sagte es im tiefen Wah, ohne Erregung, aber so bestimmt wie einer, der nicht viel Widerspruch leidet.

„Wer muß auf? Mir zahl'n insa Bier so guat wie äs. Dös woll'n mi seh'n, wer ins ausschaff'n ko?“ brüllte der Toni.

„Salt staad (Seid ruhig!)“ mischte sich der Wirt ein und stellte sich breitbeinig vor den Burschentisch. „Dös geht it, Buam! Des müast's enfa Bier mit Fried'n und Anstand trink'n, sinst habt's koa Bleib'n bei mir!“

„So? Dös is brav! Du leid'st koane Deansbot'n bei dir herin?“

„Düag it, Sepp! Wo dem is koa Red it g'wen. Mir is a jeda Mensch recht, der bei mir was bozehrt, aba'r a Ruah muß sei.“

„Und koa Gadalump derf sei Schleichtigkeit do herin ausüab'n,“ schrie der Unterburger.

„Bin i dei Gadalump?“ plärte der Sepp zurück.

„Jetzt nimma; aba g'men bißt da schlechtast.“

„So? Dös will i seh'n ob du dös sag'n derstt.“

„Sei staad, sag i no'mall!“ drohte der Wirt, und den Unterburger beschwichtigte er: „Daß guat sei jetzt; es kimmt nix mehr für.“

„Is ja wahr aal!“ brumnte der Bauer. „Daß so a herg'lass'na Kerl de ganz Smoa ausfinga derfat (darf).“

„Der is dir a' weni,“ sagte ein anderer, „aba bal a nomal singt, thean ma'n aufi, und glei a so, daß a'r in Kollbach koa Bleib'n nimma hot.“

Es wurde ruhig in der Stube; die Knechte sagten wohl zueinander, daß sie nicht hätten nachgeben dürfen, aber sie dämpften ihre Stimmen und schauten sich scheu nach dem Wirt um, der an der Schenke stand und die Augen überall hatte. Am Ofentisch war der Streit schneller vergessen über Gemeindefachen und anderen Dingen, um die sich ein gestandener Bauer mehr bekümmern mag als um die Frechheit eines zugewanderten Diensthöten.

Aber plötzlich klang vom Burschentisch herüber in die gedämpfte Erregung hinein eine tremolierende Stimme, die noch einmal den letzten Vers sang:

„Großheit'n kriagst recht schö,
Nacha ko'scht geh!“

„Ja, Herrgott! Is koa Ruah gar it? Aba jetz is a zeiti wor'n.“

„Daß's an Sepp steh'n!“ schrien die Burschen dagegen. „Got ja da Hansgirgl g'jungal!“

„Wer?“

„Da Hansgirgl! Zowoi!“

(Fortsetzung folgt.)

5]

Lügen.

Von Gustaf Janson.

Der älteste der drei Brüder Fontanara langte ebenso unerwartet an, wie kurz vorher Pietro. Giuseppe, ein Fabrikbesitzer aus dem Norden, war bebrüht und misshütig. Pietro machte in seiner Gesellschaft einen langen Spaziergang, und Giuseppe benutzte die Gelegenheit, seine beklemmte Brust zu erleichtern.

„Es gilt eine Lieferung an die Armee. Wenn wir die nicht kriegen, müssen wir die Fabrik schließen und die Arbeiter entlassen. Mit unserem ganzen Export nach dem Orient ist es aus, vielleicht für immer.“

Pietro hustete verlegen und meinte, der Bruder sähe die Sache zu schwarz an.

„Für immer,“ wiederholte Giuseppe halsstarrig. „Die Deutschen und die Engländer erobern den Orient auf friedlichem Wege. Was wir mit jahrhundertelanger Arbeit gewonnen haben, ist in einer einzigen Woche ruiniert. Der größte Konsument von italienischen Waren hat uns den Rücken gebreht. Ich mag's gar nicht ausrechnen, wieviel Millionen uns jährlich entgehen. Und wenn die anderen Nationen uns einmal verdrängt haben, werden sie den Markt auch zu behalten wissen. Wenn unsere Fabriken leerstehen, die Maschinen entzweirotten und hungrige Arbeiterscharen beschäftigungslos durch die Straßen ziehen, wird man wohl einsehen. . .“ Er kümmernte sich nicht darum, den Satz zu Ende zu bringen, sondern zuckte düster die Schultern.

„Du bekommst schon die Lieferung,“ versuchte Pietro sich selbst und den Bruder zu trösten.

„Es gibt hundert andere, die sie wenigstens ebenso nötig haben wie ich. Das Konkurrieren mit Ausländern ist etwas ganz anderes als das mit den eigenen Landsleuten.“

Pietro sah gedankenvoll geradeaus und wiederholte die Worte des alten Professors.

„Ich bin kein Wissenschaftler und versteh das nicht,“ sagte der Bruder mürrisch. „Aber eine A'o handgreifliche Ähnlichkeit zwischen den niedrigsten Organismen und vernünftigen Menschen halte ich für ehrenrührig. Haben wir denn so wenig ausgerichtet, daß man uns mit Ungeziefer vergleichen will? Ueberhaupt. . .“

„Er richtete sich gerader und fing an mit entschlossener Haltung zu gehen. „Jetzt telegraphiere ich nach Hause, daß die halbe Arbeitsstärke entlassen wird.“

Pietro zuckte die Schultern. Er verstand den Mißmut des Bruders und machte keine Einwendungen. Sie trennten sich mit einem schweigenden Händedruck.

Es war zeitig am Vormittag, und die Sonne schien von einem wolkenlosen Himmel. Fontanara fühlte nach, daß die Brieftasche auf ihrem gehörigen Platz steckte, nickte energisch und marschierte mit der Haltung eines Soldaten durch die Straßen. Er hatte sich plötzlich vorgenommen, eine mehrtägige Fußwanderung über die Campagna zu machen. Er liebte diese meilenweite, kupierte Ebene, die so ganz anders als alles andere war, das er bisher gesehen hatte. Während seiner Jünglingsjahre hatten es ihm die großen Erinnerungen angetan, von denen jeder Fleck auf der weiten Fläche Zeugnis ablegte. Etwas älter hatte er sich an einigen Ausgrabungen betätigt. Damals gingen ihm die Augen auf für die Bedeutung der Wissenschaft, der er sich später gewidmet. Seine Leidenschaft wuchs vor all diesen Beweisen einer alten Kultur, die die Erdkrüchten liebevoll aufbewahrt für eine Nachwelt, die in diesen Trümmern und Ueberresten die Geschichte der Vergangenheit las.

Pietro ging rüstig vorwärts und hatte bald die Mauern Roms hinter sich gelassen. Das Gespräch mit seinem Bruder hatte auch neue den Zweifel in seiner Seele geweckt. Er fühlte sich unsicherer als je und empfand ein nagendes Mißtrauen gegen die gerechte Sache seines Vaterlandes. Für ihn, der das Kriegswesen der Antike zu seinem Hauptstudium gemacht und eine vielsach besprochene Abhandlung darüber geschrieben hatte, wurde ein modernes Kriegsunternehmen zu etwas beinahe Absurden. War der Krieg, der die Größe des alten Rom geschaffen, wohl das Mittel, um heute die Machtstellung eines Staates zu erhalten? Pietro bedauerte, daß er die Gegenwart über dem Studium einer ruhmreichen Vergangenheit veräußert hatte.

Ein schwacher, feuchtkalter Wind aus Norden strich vorüber und kühlte ihm die linke Wange. Der Wanderer blieb stehen und sah über die grünen Weiten hin. Zum erstenmal fiel es ihm ein, einen Vergleich zwischen der Umgebung Roms und anderer Großstädte zu ziehen. In allen Ländern, die er gesehen, sogar in dem entlegenen Norden lagen Villen, Gärten, Parke und bebauete Felder vor den Steinwüsten der Städte, aber jenseits der scharfen Grenze, die die Hauptstadt Italiens von dem platten Lande schied, begann unmittelbar die Einöde. Hier und da lagen wohl einige Aeder oder war ein schwacher Anzäh von Urbarmachung zu sehen, aber die Sonne schien über meilenweite Strecken fruchtbarer Erdreichs, wo keine Saaten sprießten, keine Ernten reiften.

Pietro setzte seine Wanderung fort. Es war, als würde er von einer Macht vorwärts getrieben, deren Willen er nicht widerstehen konnte. Er ahnte etwas hinter der nächsten Wegbiegung, suchte Antwort auf unausgesprochene Fragen. Auf einem gewundenen Pfade erreichte er eine Anhöhe, von der ein unbeschreiblich schönes Panorama dem Auge begegnete. Rund um ihn her wogte die meilenweite Ebene in Höhen und Tälern, deren immerwährendes Grün mit Tausendtschönchen übersät war. In einer entlegenen Ferne zogen die blauen Berge mit ihren schneebedeckten Gipfeln ihre gewaltige Ringmauer um die Landschaft. Vom wolkenlosen Himmel schien die Sonne. Fontanara holte tief Atem. Er erfuhr ein Gefühl unbeschreiblicher Einsamkeit. Nirgends war ein Mensch zu sehen, kein Ton war zu hören. Er folgte dem Weg, der an der anderen Seite hinunter führte, und ging weiter. In einiger Entfernung entdeckte er einen Hof mit wenigen verfallenen Gebäuden. Ein paar magere Hühner suchten sich ihr Futter auf dem Rehrichthausen. Das Ganze erweckte einen Eindruck von trauriger Oede und abschreckender Armut.

Pietro blickte weg. Unwillkürlich mußte er an die Zeit denken, in der die römische Campagna ein herrlicher Lustgarten war, wo prachtvolle Marmorvillen ihre weißen Zinnen aus den schattigen Kronen der Bäume hoben, die Zeit, wo jeder Fleck dieser Erde sorgfältig angebaut war und reiche Ernten trug, Millionen Menschen Arbeit und Brot schenkte. Und heute. . .

Er schüttelte den Kopf und sah fragend den Weg hinunter, der durch den Kamm einer Anhöhe gezogen war. An der einen Seite klappte der dunkele Eingang zu einem verlassenen Steinbruch. Ein Duzend kleiner Eidechsen schlüpfte beim Geräusch seiner Schritte eilig über die Schieferlager fort. Der Wanderer ging rascher. Eine halb verfallene Brücke führte ihn über einen ausgetrockneten Bachlauf. Die verwitterten Steine, die in zehntausend Jahren Fußgänger und Fuhrwerke über den Strom getragen, konnten scheinbar noch lange der Zeit und der Verödung trotzen. Pietro blickte um sich. Rechts durchquerten die mächtigen Gwölbbögen der antiken Wasserleitung die Wellenlinie der Ebene. Das Gefühl von Einsamkeit und Verlassenheit wurde immer beklemmender. Er sehnte sich nach Menschen, nach dem Tone menschlicher Stimmen. An jeder Wegbiegung spähte er eifrig vorwärts. Niemand kam ihm entgegen, nirgends war ein menschliches Wesen in Sicht. In

der Ferne sah er eine Schafherde in einer Senkung grasen, aber den Schäfer zu entdecken, war er nicht imstande.

Diese leere Oede eine Stunde Wegs von der Hauptstadt war beinahe unheimlich. Pietro ging mit immer größerer Eile. Der Gedanke, daß ihm kein lebendes Wesen in den Weg kam und keines in seinen Spuren folgte, jagte ihn weiter.

Endlich nach einem mehrestündigen Marsch sah er ein verfallenes Gehöft draußen auf der Ebene auftauchen. Er stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Jetzt erst fühlte er die Müdigkeit in allen Gliedern und merkte, daß ihm der Schweiß über Stirn und Wangen herabrann. Er wollte ein wenig rasten. Der weiße Landwein würde jetzt köstlich munden.

Eine nachlässig gekleidete Frau nahm die Bestellung des Wanders entgegen und brachte ihm eine plumpe Karaffe und ein abgestohenes Glas. Pietro sah sich in der halbdunklen Oesteria um. Der Schmutz und die Unordnung spotteten aller Beschreibung, einige erschrockene Hühner flohen gadernd bei seinem Eintritt, die Fliegen summten unter der Dede. Mit der dumpfen Luft des Zimmers mischte sich der Geruch aus dem mit dem Wohnhaus zusammengebauten Viehstall. Pietro trank einen Schluck von dem sauren Wein, entdeckte den Abdruck von Fingern an seinem Glas und stürzte hinaus. Die Frau schien diese Flucht weder zu wundern, noch zu tranken.

Er ging quer über den Hof auf den Weg zu. An einen in die Erde getriebenen Pflock war ein kleines schwarzes Ferkel mit einem Strick um das eine Hinterbein gebunden. Jenwärts einer Mauer aus Feldsteinen lagen einige hundert Schafe. Ein Kehrichthaufen machte sich neben dem Eingang breit. Der Wanderer bog nach rechts ab. Ein paar halbnackte Kinder liefen ihm entgegen und streckten die Hände nach einem Almosen aus. Sie bezagen nicht die pochende Sicherheit städtischer Bettler, aber waren ebenso beharrlich. Um sie loszuwerden, warf ihnen Pietro einen Soldo zu. Die Gabe wurde stillschweigend in Empfang genommen, aber lockte dennoch ein ganzes Dutzend anderer Kinder in den verschiedensten Altern herbei. Schweigend, aber mit hingehaltenen Händen und Augen, die vor Habgier glänzten, liefen sie neben und hinter dem Fremden, der vielleicht noch ein Geldstück auf den Weg fallen ließ. Pietro wurde es unheimlich bei diesem zähen Achteben. Die vielen großen, eingesunkenen Augenpaare, die allen seinen Bewegungen folgten, die vielen ungewaschenen Hände, die um Hilfe baten, gehörten ja Landsleuten. Er ging rascher, ob er gab oder nicht gab, war einerlei, dachte er. Die Gesichter dieser Kinder gehörten ja Greisen, denen das Vermögen zu hoffen verlorengegangen war. Aber sie streckten instinktiv die Hände aus. Das geschah aus alter Gewohnheit oder weil man sie es ein für allemal zu tun gelehrt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Chicagoer Tempo *

Von Arthur Holitscher.

Der Besuch der Schlachthäuser in Chicago ist einigermaßen in Verruf geraten bei den Schriftstellern, die nach Amerika reisen. Der ausgezeichnete Wells lehnte es ab, zuzusehen, wie unschuldige Tiere in Scharen zusammengetrieben und die Wehrlosen dann zum Tode befördert werden. Andere Geister geringeren Kalibers haben dann Wells' Exempel nachgeahmt. Ich vermute, Grund dieses Zurückhaltens ist weniger das Mitleid mit den Tieren als die außerordentliche und endgültige Schilderung, die Upton Sinclair in seinem Meisterroman „The Jungle“ (Der Sumpf) von den „Packinghouses“ (Wachhäusern) entworfen hat. Ich sehe nicht ein, warum man um 10 Uhr früh nicht zusehen soll, wie die Rinder und Schweine gestochen werden, die man in Form von Filets und Carbonadeln sich um halb zwei zum Lunch servieren lassen wird. Wichtigere als das Schicksal der Tiere, die abgestochen werden, scheint mir das Schicksal der Menschen zu sein, die sie abstecken. Daraufhin habe ich mir Armour's Schlachthäuser angesehen.

Ich traf Sinclair einen Monat später in New York und sprach mit ihm über sein Buch. „The Jungle“, ein Werk, das man nicht laut genug preisen und über die Flut der zeitgenössischen Produktion halten kann, ist das Werk eines Sozialisten. Er hat die Missetände dieses, die ganze Welt angehenden Betriebes aufgedeckt, sie der Welt zu bedenken gegeben. Ihm wars mehr darum zu tun, die Welt über die erbarmungswürdigen Zustände aufzuklären, in denen die Arbeiter der Schlächtereien leben, die wirtschaftlichen Zusammenhänge zu erklären, die diese Menschen ruinieren — als

* Im Augustheft der „Neuen Rundschau“ (S. Fischer Verlag, Berlin) veröffentlicht der durch feinzügige Romanschöpfungen bekannte Berliner Schriftsteller Arthur Holitscher eine „Impression“ von Chicago, der schrecklichsten Stadt des Erdballes. Ihr entnehmen wir die unter dem seltsam klingenden Untertitel „Die Käse in der Klavierfabrik“ eigenartig gegebene Schilderung von der wahnsinnigen Ausnutzung menschlicher Arbeitskräfte in den Schlächtereien, Fabriken und sonstigen Großbetrieben dieser nach der wilden Zwiebel checagua benannten Stadt, die Holitscher mit Fug und Recht als „die Hölle“ bezeichnet. (D. N.)

von dem Fleisch zu reden, das hier unter den unzulänglichsten hygienischen Bedingungen für den Konsum verarbeitet wird. Allein, wie Sinclair von der Wirkung auf das amerikanische Publikum sagt: I wanted to hit them in the heart, I hit them in the stomach! Er wollte sie in die Herzgrube treffen, aber er hat ihnen auf den Magen geschlagen. Jetzt thront in dem dunklen, schimmigen, übelriechenden Korridor, wo die armen bleichen Mädchen von 7 Uhr früh bis 7 Uhr abends die Fleischscheiben in die Blechdosen packen, eine Maniüre, weithin sichtbar für die Besucher, die an ihr vorübergetrieben werden. Als ein Zeichen dafür, daß die Fleischscheiben von täglich gepulzten Fingern in die Büchsen gestopft werden, thront sie da im Korridor. Ihre polierten Nägel glänzen im Schein der Glühbirnen. Sie sitzt, ein bis in den Tod gelangweiltes Schauobjekt, mitten in dem Gestank da und liebt, während die anderen um sie fieberhaft arbeiten, einen abgegriffenen Roman. Wahrscheinlich „The Jungle“.

Sonst ist aber alles beim alten geblieben. Rings um die loslassalen Festungen der Schlachthäuser erstrecken sich Quadratmeilen weit die offenen Holzställe, in denen Rinder, Schafe und Schweine auf ihre Apotheose warten. Zuweilen öffnet sich ein Tor, die Tiere strömen heraus, durch Schleusen und Verschlüsse, die sich vor ihnen aufstun, werden durch ein Labyrinth von Pfaden und Winkelsträßen zu einem gedeckten Gang getrieben, auf eine Seufzerbrücke hinauf, an deren Ende das blörende, quiekende, mühsühende Schwimmelgeradentwegs in den messerscharfen Tod hineinfällt.

Da ist die runde Riesenscheibe aus Holz, auf der sich an drei Hinterfüßen aufgehängt die strampelnden Schweine drehen. Vor der Scheibe steht ein kleiner vierhörniger Kerl mit einer spitzen Stahllanze. Dreht die Scheibe einen Schweinebauch in die geeignete Höhe, so macht der Kerl in das Schwein den ersten kurzen Schnitt, von oben nach unten. Das strampelnde Opfer merkt erst jetzt, worum es sich eigentlich handelt, stößt ein Angstgequie aus wie ein gebranntes Kind, spricht dem Kerl einen dünnen, heißen, roten Strahl ins Gesicht, über den Leib und die Würderhände und ist vermittelst einer Kette schon zum nächsten Schlächter weiterbefördert, der einen ebenso kurzen, eleganten und systematischen Schnitt an ihm vollführt. Hundert Schritte weiter ist das Tier bereits schon nach allen Regeln der Kunst abgebrüht, enthaart, in seine Bestandteile zerlegt, in die Kühlräume gebracht, die Spur seiner Erdentage ist ausgelöscht und sein Beruf als Menschennahrung hat feste Form angenommen.

Die Scheibe dreht sich und der Vierhörnige macht seinen ersten Schnitt. Seit dreißig Jahren steht er da und macht seinen ersten Schnitt sicher und selbstbewußt, wie ein Vordirektor seine Unterschrift unter ein Schriftstück setzt. Er verdient viel Geld, 60 Cents die Stunde, und ist eine repräsentative Figur des heutigen Amerikas, so gut wie Dawie, Kodeseller und Koozevelt. Er hat dreißig Jahre lang das Tempo ausgehalten — 25 Tiere in der Minute, das macht 1500 in der Stunde, gleich 15 000 für den zehnstündigen Arbeitstag. Dreißig Jahre lang ist er im Speed Amerikas auf seinem Posten geblieben, Schweinemillionen hat sein Vanzentz dorthin speidiert, wo der Fleischfreßtrieb der Menschen sie hin haben wollte. Bedachte ich diesen Mann wegen seines Gewerbes, seines gleichmütigen, unbewußt rohen Naturells, der inmitten von Todeszustellungen, dünnen roten Strahlen und Angitgequiech seinen und seiner Familie Unterhalt erwirbt? Keine Spur! Ich bewundere ihn um seiner Kraft und seines Tempos willen.

Mag er immerhin ein Unmensch, ein Untier, ein Uding, eine Vöschsche Höllengeburt sein — ein Maßstab und Messer der Menschenkraft, ein Rekordbestimmer der Tüchtigkeit, auf die es in seinem Beruf ankommt, ist er, ist er!

Ein Feind, nicht der Schweine, sondern seiner Mitmenschen, dazu. Das ist dieser Vöschsche Höllentier. Seine Tüchtigkeit ist es, die ihn zum Feinde seiner Mitmenschen macht, diejen da, der den Speed (Heke) aushält. Es ist ja ein Geßel von Anfang her, der Tüchtige ist der Feind des minder Tüchtigen. Aber in diesem Land, das aus der Tüchtigkeit eine Religion gemacht hat, eine Religion, deren Tempel gleich neben dem der Demokratie sich erhebt und — nicht nur in den Geschäftsstunden — stärkeren Zulauf hat, im heutigen Amerika hat dies Geßel einen kleinen Zujah, eine Ergänzung erfahren, und zwar diese: Der Tüchtigste ist zugleich auch der Feind des Tüchtigsten. —

Ein Mann namens Frederik Taylor war jahrelang als Ingenieur in den Bethlehem-Stahlwerken, die dem Carnegie-Krust gehören, tätig. Auf dem Weg von der Sieberei ins Bureau und zurück blieb er zuweilen auf dem Hof stehen und sah zu, wie die Hoheisenklumpen, die sich dort im Freien sonnten, von Leuten auf Karren verladen wurden.

Ein kleiner Deutscher, den er in seinem Buch („Scientific Management“ by F. Taylor, ich glaube bei Macmillan erschienen,) schonungslos Schmidt nennt, lenkte durch seine Gebaren Taylors Aufmerksamkeit auf sich. Dieser kleine Deutsche war ein kräftiger Bursche, der es zuwege brachte, täglich etwa 12¼ Tonnen „Pig Iron“ auf die Karren zu laden. Für einen Tagelohn von 1,15 Dollar leistete er diese Arbeit. Taylor sah dem Burschen zu und erkundigte sich beim Aufseher nach dem Privatleben des kleinen Deutschen. Schmidt war Familienvater, hatte sich von seinem Lohn ein Stückchen Land vor der Stadt erworben, auf dem er täglich eine Stunde, ehe er in die Werke kam, eine Stunde, nachdem er abends heimkehrte, mit eigenen Händen ein Häuschen baute, für sich und die Seinen, um darin zu wohnen.

Dieser Schmidt ist ein Dieb! sagte sich Taylor. Die zwei

Stunden Arbeit, die er an seinem Häuschen tut, beweisen, daß er zwei Stunden Kraft den Bethlehem-Stahlwerken entwendet, die ihm diese Kraft doch für 1,15 Dollar pro Tag abgekauft haben, das ist klar.

Taylor ließ Schmidt kommen und fragte ihn, ob er nicht gern 1,85 Dollar verdienen möchte? Schmidt bejahte diese sonderbare Frage, konnte sich aber nicht enthalten, Taylor nach den Bedingungen zu fragen, die als Gegenleistung von ihm verlangt würden. Taylor rief hierauf einen Aufseher und ging mit dem Aufseher und Schmidt in den Hof zu den Eisenklumpen hinaus, wo er den beiden ein paar Körperbewegungen vorzumachen begann.

Schmidt ahnte auf Wunsch Taylors diese Körperbewegungen nach, arbeitete im Tempo, das ihm Taylor mit: Eine — zwei — drei — bestimmte, setzte sich zur Ruhe hin, wenn Taylor „Nüßt Euch“ kommandierte. . . . Schmidt fing an 1,85 Dollar pro Tag zu verdienen, und dafür 47½, schriftlich: siebenundvierzig und eine halbe Tonne pro Tag zu verladen, (gegen 12½, die er bis zu diesem Tage bewältigt hatte) . . . Schmidt verdiente für seine verbierfache Leistung anderthalbmal so viel wie früher. Sein Häuschen weiterbauen, das konnte er natürlich nicht mehr, dazu war er am Abend zu müde, am Morgen zu schlaftrunken. Das System Taylor aber war geboren, das System der „wissenschaftlichen Ausnutzung der menschlichen Kraft im Dienste der Fabrikarbeit“, das System des „Speeding-up“, der Aufpulverung, wie ich es nennen möchte, das System der Anspannung und des Verbrauches der menschlichen Energie bis an die äußerste Grenze der natürlichen Bedingungen. —

Andere haben dieses System auf andere Gewerbe angewandt, Gilbreth z. B. auf das Maurergewerbe. Der amerikanische Maurer hebt den Ziegelstein nicht mehr mit beiden Händen, sondern mit der rechten Hand, derweil führt die linke den Spatel in die Kofelösung. Auf diese Weise wird ein Ziegelhaus im Tempo von 350 Ziegeln die Stunde erbaut statt wie bisher im Tempo von 120 Ziegeln die Stunde.

Ein neuer Typus des Aufsehers (oder haben die Pharaonen und Caracalla ihn schon vorgeahnt?) ist so in das amerikanische Arbeitsfeld eingetreten. Der Aufseher vor der Geburt des Taylor-Systems hatte die Pflicht, nachzusehen, ob die Arbeit richtig und pünktlich gemacht wurde. Der neue aber, der speed-boss, bestimmt das Tempo, die Stückzahl, die geliefert werden muß; er ist der Mann, einen Rekord von seinen Leuten zu verlangen; wer den Rekord nicht einhält, fliegt aus seinem Job und kann zusehen, wie er weiterkommt in diesem Leben. —

Was sind die Folgen dieser Stückerbeit, dieses mörderischen Tempo, für den Arbeiter und die Industrie?

Erst rangiert der Tüchtige den Untüchtigen aus, das ist selbstverständlich. Dann aber rangiert der Tüchtigste sich selbst, wie gesagt, den Tüchtigsten aus. Denn bei dieser Art von Arbeit wird natürlich ein solch ungeheures Plus an Waren produziert, daß die Fabriken immer öfter und für immer längere Zeit zusperrern müssen, weil sie sonst nicht mehr wissen, wohin mit ihren aufgehäuften, aufgestapelten Lagern. Amerika produziert dreimal so viel Waren als es selber konsumiert, und der Export hält mit dieser Ueberproduktion nicht Schritt. (Schmidt von den Bethlehem-Stahlwerken ist die unmittelbare Ursache der chinesischen Revolution, sei nebenbei bemerkt. Hätte der Stahlkrust seine Exportgelüste nach dem Reich der Mitte bezähmt, so wäre Herr Sun Yat Sen aus der Wall-Street nicht geradenwegs in die Weltgeschichte hineingestiegen!)

Der Arbeiter also feiert einen Teil des Jahres, zehrt seine elenden Ersparnisse, wenn er dergleichen überhaupt hat, gänzlich auf und hat sich somit aus seiner eigenen Tüchtigkeit einen guten soliden Strid gedreht, wie man sieht.

Das System aber, das elende, hundsfüchtige Stückerbeit-Schindjystem in seiner neuesten Variante blüht, erobert sich in dem weiten Amerika einen Fabrikationszweig nach dem andern, eine Fabrik nach der anderen, streckt schon seine Fangarme zu uns herüber, nach dem Kreuzot, Essen, nach dem Vogland, überallhin. . . .

Eine weitere Konsequenz dieser Kraftausnutzung bis ins Extreme ist die — vorläufig — spezifisch-amerikanische Einrichtung der „Age Line“, der Altersgrenze. —

Es ist in Amerika für einen Arbeiter, der die 40 überschritten hat, sehr schwer, eine Stellung in einem Fabrikbetriebe oder einem Geschäftsbetriebe zu finden. Es ist aber auch sehr schwer, mit 40 Jahren eine Stelle zu behalten. Der speed-boss (Antreiber) erstattet dem Chef eine kleine Anzeige, der brave, tüchtige Arbeiter erhält am Sonnabend in dem Ruwert mit seinem Wochenlohn einen Schreibmaschinenwisch und kann damit direkt ins Wasser gehen. Das ist das Beste, das er tun kann. Der Boss telephoniert an ein Bureau, Montag morgen um 6 Uhr stehen fünfshundert junge Männer vor dem Fabriktror, auf dem die Tafel hängt:

„We dont employ people over 40!“
(Wir beschäftigen keine Leute über 40)

und der Boss hat die Wahl unter den Kräftigsten und Jüngsten. — In New York hat man mir einen Arbeiter gezeigt, der sich die Haare färbte; daß sich Arbeiter, ehe sie in ihren Job gehen, die Schläfen mit Schuhwische schmieren, gehört zu den alltäglichen Beobachtungen; welche legen Rot auf; andere geben 10 Dollar im Monat für drugs aus, das heißt für Arsenipräparate, die die Verztätigkeit während der Arbeitsstunden künstlich stimulieren.

Verantwortl. Redakteur: Albert Wachs, Berlin. — Druck u. Verlag:

In Chicago las ich in einer Zeitung einen Artikel mit der Ueberschrift: „Was kann ein vierzigjähriger Arbeiter, der seinen Job verloren hat, beginnen?“ Antwort: er kann z. B. Portier vor einem Kinematographentheater werden.

Heute zerreiße ich den Nest meiner Empfehlungsschreiben, die ich an allerhand große Kaufleute, Fabrikanten, Millionäre Chicagos mitbekommen habe und in meinem Koffer führte die ganze Reise lang. Ich weiß es ja schon auswendig, wie unser Gespräch abläuft. Siebzehnmal mindestens habe ich denselben Dialog nun mit Kaufleuten, Fabrikanten, Millionären geführt. Nach fünf Minuten fing mein Gegenüber an auf die „Labour Unions“ (Gewerkschaft) zu schimpfen, nach zehn hielten wir bei den Wohltätigkeits-Organisationen, und als mein Gegenüber dann aufsprang, zum Fenster lief, mir den Wollenträger aus der anderen Seite zeigte zum Beweis für das wunderbare Wachstum des Vaterlandes, da mußte ich, die Zeit sei gekommen, meinen Paletot vom Nagel zu holen. Denn was nachher kam, waren vier neue Empfehlungsbriege an Kaufleute, Fabrikanten, Millionäre, die den frommen Wunsch maskierten: Scher Dich zum Teufel, Europäer. —

Was geschieht mit den Alten, Ausrangierten, Abgetanen, denen, die mit 40 noch nicht ihr Schäfschen auf dem Trockenen haben, ja es nicht mal zur Würde eines speed-boss gebracht haben, mit den Opfern?

Zum Glück stirbt der amerikanische Arbeiter jung. — Zu seinem Glück. — Zum Unglück Amerikas nimmt der Prozentsatz der Selbstmorde, der Geisteskrankheiten, der Verbrechen aus Not in Schauer erregendem Maße zu. — Arbeits-, Irren-, Zuchthäuser schießen in die Höhe und können ihren Inhalt kaum fassen. — In Industriestädten bin ich nach Sonnenuntergang angebettelt worden wie nur noch in Rom und Neapel. — Wer von der hoffnungslosesten Erniedrigung der menschlichen Kreatur ein Bild gewinnen will, mag in die Volkshotels in Kansas City, in South Clark Street in Chicago, ja, in die vielgerühmten Mills-Hotels auf der New Yorker Ostseite gehen, mag um 1 Uhr nachts die bread-line, die Brotlinie vor den Türen einiger großer Speisehäuser, der Heilsarmee, der Brot- und Suppen-Missionen sich formen sehen, Häuservierecke lang, zweitausend, dreitausend kräftige Männer, die wortlos und geduldig warten, Arbeitslose, Hungernde, Bescheidene, Bettler, in der Nacht. . . .

Er mag sich auch in den Wohltätigkeitsämtern der großen Städte nach den „Hinterbliebenen“ der Bagabunden erkundigen, die sich mit ihrem letzten Wochenlohn in der Tasche auf Nimmerwiedersehen nach dem lodenden, wilden Westen aufgemacht haben!

Kleines feuilleton.

Sprachwissenschaftliches.

W i z n a m e n. Für die einzelnen Gewerbe kennt die Sprache zahlreiche wichtige Benennungen. Der Schneider ist der Ritter von der Nadel, Fadenbeißer, Zwirn, Meister Bügelleisen, Medmed, Ziegenbock, auch bloß Bock, Schneider Wippop; der Schuster Meister Anieriem, Meister Psriem, Dickleder (= led das Leder), Pechhengst (aus der Studentenprache), Pechdraht, Dickendraht (= zieh den Draht); der Putzmacher Kopfschuster; der Bäcker Mehlwurm, niederdeutsch Kik in'n Aßen (= gut in den Ofen), Hugelbäder (Hugel = gedörrtes Obst), Knudelbäder (Knudeln, von schlechtem Gebäck), Teigasse; der Müller Mehlhose, Klapperschütz, niederdeutsch auch Molte oder Mulfefänger (von der sogenannten Molter oder Molt, die ein bestimmtes Normmaß war, auch der Anteil von dem zu mahelnden Korn, den der Müller für sich behalten durfte, wobei er nicht immer ehrlich verfuhr). Der Fleischer (Mehger, Schlächter) heißt Ragoff (Gaurerprache), Hammelnörder, Käberstötter, niederdeutsch Ferkelsteder (= Ferkensterker); der Brauer Planzschmiedel, Wasserdoctor; der Tischler (Schreiner) Holzwurf, Hobelmajor, Leimtiegel; der Zimmermann Meister Winkelmaß, Lattenhauer (Latte = Dachholz, Sparren), Zimmerosse; der Maurer Dredjawaibe, Leimkläder (Lehmkläder); der Zimmermaler (Anstreicher) Landstreicher (niederd. fulen Landstriker), Farbenklecker, Binzelquäler, Schmierlapp; der Schmied Kuswurf, Flammer (Gaurerprache), Pinkepan, niederd. Schlag op't Fien; der Schlosser Ragenkopp, nbd. Kattenkopp (Gaurerprache), Amboßpinkler; der Schornsteinfeger Schwarzlünster, Feuerrüpel, Kaminrat, Röhrenfleier, Klinkenträger (Klinker ist die Doppellüge, die er in den Kamin hinabläßt, um den Wesen durchzuziehen); der Klenner Wehrat, LötKolben; der Töpfer Kachelrat, Fontänfler, Klamotterich. (berlinisch Klamotte = zerbrochener Mauerstein), nbd. Schißlarrer (= der im Schmutze herumrührt); der Böttcher Runtreiber, nbd. Ründritzer (weil er, indem er die Reifen festschlägt, herumläuft); der Gerber Fellnepper, Kattenfler (= der Ragen das Fell abzieht), Krauter (der Kraut unter die Lohse mischt); der Weber Spuklater, Lappchen, nbd. Galgenbagel (Galgen, ein Teil des Webstuhls); der Seiler Galgenkrid, Krebs (weil er rückwärts geht); der Wagner Krummholz; der Tuchmacher (Tuchschärer) Fettlappchen, Floedendrescher, Scherfind; der Färber Lappentunler; der Jäger Grünhose, Grünspecht, Laubfrosch, nbd. Buschkrüper; der gewerbmäßige Mäusefänger Kammerjäger; der Schiffer Blaujade, Teerjade, Wasserrotte, Seebär; der Barbier Walbut, Paritragger, Schaumfälager, Schnutenfeger, Verschönerungsrat.

VorwärtsBuchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.